

JONATHAN SCHÜZ

Topik und textuelle Kommunikation

Ausgehend von einer Definition der materialen Topik soll in diesem Aufsatz untersucht werden, welche Position Topik einerseits als selbstorganisierendes System, andererseits als intentional eingesetzte Argumentationsstrategie in der Kommunikation zwischen Leser und Text einnimmt. Dieser Leseakt kann letzten Endes als Interaktion zweier topischer Systeme gedeutet werden, jedoch ohne dass sich dabei die Rezeption eines Textes in vollständiger Kontingenz verliert.

Mitte des 20. Jahrhunderts legte Ernst Robert Curtius den Grundstein für die historische Toposforschung in den Literaturwissenschaften.¹ Obwohl sich in der Zeit nach Curtius eine sehr breit geführte Debatte über den Toposbegriff entspann, steht eine allgemein verbindliche Definition noch aus, bis heute verfängt man sich allzu leicht „im begriffsgeschichtlichen Gestrüpp“ (Kopperschmidt 1991: 53). Der Begriff „Topik“ ist in der Forschung beliebt, er umfasst jedoch in den verschiedenen Disziplinen der Literaturwissenschaft ein sehr weites und nicht exakt zu definierendes Feld.

Ich möchte im vorliegenden Essay nicht versuchen, Klarheit in die Begriffsgeschichte und Definitionen zu bringen. Vielmehr möchte ich zu zeigen versuchen, welche Impulse von dem Begriff selbst in seiner ungenauen Definition ausgehen, wenn man Topikforschung nicht nur auf die Untersuchungen von Stofftraditionen oder auf das Studium von Motivgeschichte einengt. Als Beispiel ziehe ich die

¹ 1938 veröffentlichte er die Aufsätze „Topik als Heuristik sowie Begriff einer historischen Topik“ in der Zeitschrift für Romanische Philologie (hier zitiert nach Baemuer, Max Hg. (1973): Toposforschung. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, S. 1-18). 1948 folgte sein bis heute vielfach neu aufgelegtes Standardwerk „Europäische Kultur und Lateinisches Mittelalter“.

Funktionen heran, die Topoi in der Kommunikation zwischen Text und Leser erfüllen.

Mein Ausgangspunkt ist hierbei die Literatur der Frühen Neuzeit. Es ergeben sich hier, wie ich noch zeigen werde, einige zentrale Unterschiede zur Literatur der Moderne oder zur Literatur der Neuzeit generell. Dies soll jedoch nicht bedeuten, dass sich eine Analyse von Topikstrukturen nur auf frühneuzeitliche Literatur beschränken muss. Gerade für die Literatur des 20. Jahrhunderts mit ihrer immer größer werdenden Forderung nach textueller Autonomie öffnen sich über die Untersuchung der Topikstrukturen Lesarten zwischen intentionalem Schreiben und selbstorganisierender Intertextualität.

Trotz, oder gerade aufgrund der problematischen Begrifflichkeit erscheint es mir notwendig, dem Essay eine grobe Definition von Topik voranzustellen, die in diesem Kontext tragfähig ist.

1 Definition der Topik

1.1 Formale und Materiale Topik

Aristoteles trennt in seiner *Topik* zwei Arten der Syllogismen (vgl. Berndt 2005: 35-40). Auf der einen Seite definiert er den logischen Syllogismus, also ein Nachweis, dass in einem bestimmten System notwendigerweise etwas so ist, wie es ist. Ein bekanntest Beispiel ist, in eine Formel gebracht: $a = b$; $b = c$; folglich: $c = a$. Diese Syllogismen sind apodeiktisch und beruhen auf wahren und ersten, also nicht weiter deduzierbaren Sätzen.

Dialektische Syllogismen andererseits, nach Aristoteles *Enthymeme*, beruhen auf wahrscheinlichen Sätzen und auf *endoxa*, auf allgemein herrschenden Überzeugungen, dem Gemeinsinn. Wahrscheinlichkeitsschlüsse dieser Art haben notwendigerweise eine kontingente Natur, sind jedoch weitaus flexibler und umfassender anwendbar. Wahrscheinliche Sätze sind ein Archiv an Aussagen, „auf die der Argumentierende besser zurückgreifen kann, wenn dieser Zugriff methodisch optimiert wird“ (Berndt 2005: 36). Diese Optimierung geschieht durch Topoi, einerseits Orte, an denen Grundlagen für Argumente zu finden sind, andererseits Fragetechniken für vorliegende Sachverhalte, um auf die Argumente zu stoßen, die sich aus dieser Materie ergeben.

Ursprünglich gibt es vier Grundklassen der Topoi, die von größter Allgemeinheit und universaler Gültigkeit sind: Merkmal, Akzidens, Gattung, Definition (vgl. Ueding/Steinbrink 2005: 239-241). Der Topos des Mehr oder Weniger ergibt sich z. B. aus den akzidentiellen Bestimmungen und erlaubt Schlussfolgerungen vom Größeren auf das Kleinere und umgekehrt. Dieser Topos ist universell einsetzbar, z. B. in der Jurisprudenz (Wer einen Mord begeht, wird auch vor einer Lüge nicht zurückschrecken), bei Regierungsgeschäften (Wenn wir eine ganze Stadt bauen, haben wir auch genug Geld, um einen Tempel zu restaurieren) etc. Topoi dienen in dieser allgemeinsten Form also dazu, Argumente abzusichern und ihnen Schlagkraft zu verleihen.

Topoi neigen jedoch zu Wucherungen: Sind sie bei Aristoteles in sehr allgemein gehaltener Form noch als „Erschließungsinventare“ gedacht, werden sie in der Praxis immer weiter ausdifferenziert, verschiedenen Fällen angepasst und verlieren dadurch ihre Allgemeingültigkeit.² Darüber hinaus nähern sie sich bei immer feinerer Unterscheidung den Argumenten selbst an und dienen mehr und mehr als Archiv anstatt als Findetechnik, „an die Stelle der [...] Such- und Ordnungsmaschine tritt dann der Wissens- oder Argumentationsspeicher“ (Wiedemann 1981: 242f.). Topoi dienen also nicht mehr nur dazu, Argumente zu ermöglichen, sie werden mehr und mehr zu den Argumenten selbst. In dieser Form wird die Topik bereits bei Cicero verwendet (vgl. Berndt 2005: 40).³

Der Unterschied zwischen den beiden vorgestellten Definitionen ist jedoch nicht qualitativ, sondern rein quantitativ und beruht auf der immer feineren Aufteilung der ursprünglich möglichst allgemein gehaltenen Topoi. Egal, wie hoch man den Allgemeingrad ansetzt, ob man z. B. den Topos des Mehr oder Weniger, oder einen stärker ausdifferenzierten Topos, z. B. „das menschliche Leben soll geschützt werden“ verwendet, immer dienen diese Topoi dazu, ein

² Um das Beispiel wieder aufzugreifen: Statt eines allgemeinen Topos des Mehr oder Weniger treffen wir in der Hexenliteratur des 16. Jahrhunderts auf den Topos der allgemeinen Bösartigkeit und moralischen Verwerflichkeit der Hexen. Grundlage ist die Überzeugung, dass Menschen, die einen Pakt mit dem Teufel eingehen (= „Mehr“) auch im täglichen Leben verwerfliche Dinge tun (= „Weniger“). Ursprünglich ist diese Überlegung eine Ableitung aus einem allgemeineren Topos, im Kontext der Debatte über Hexen hat diese Überzeugung jedoch den Stellenwert eines eigenen Topos gewonnen und dient ihrerseits wieder als Argumentationsgrundlage.

³ Dies ist auch das heutige landläufige Verständnis z. B. von literarischen Topoi: Man versteht unter dem Begriff nicht mehr einen heuristischen Fragekatalog, der ermöglicht, über eine Sache überhaupt zu sprechen, sondern verschiedene allgemein bekannte Episoden und narrative Versatzstücke.

Argument im Gemeinsinn zu verankern, es also für ein Publikum überzeugend zu gestalten (vgl. Ueding/Steinbrink 2005: 240).

Insgesamt hat also der Begriff der Topik in der Antike eine „Zwischenstellung zwischen Form und Material“ (Berndt 2005: 39). Diese Doppelung setzt sich bis zur Gegenwart fort und zeigt sich deutlich in den erhitzten Debatten, die den Publikationen Curtius' folgten. Um eine arbeitsfähige Grundlage zu erhalten möchte ich mich der Nomenklatur von Kopperschmidt anschließen:

Ich schlage daher vor, unter ‚Topoi‘ sowohl die allgemeinsten Formenprinzipien möglicher Argumente zu verstehen wie die zu Motiven, Denkformen, Themen, Argumenten, Klischees, loci communes, Stereotypen usw. stabilisierten materiellen Gehalte [...]. Um aber gleichwohl eine Unterscheidung zwischen diesen beiden Begriffsverständnissen zu erleichtern, fasse ich die zuletzt genannte Topik[...] unter dem Begriff *materiale Topik* zusammen und grenze sie gegenüber einer *formalen Topik* ab, die ich [...] als eine Heuristik möglicher Argumente [begreife]. (Kopperschmidt 1991: 5; Hervorhebungen vom Autor)

Wir werden uns im Folgenden mit der materialen Topik weiter beschäftigen.

1.2 Topik als Tiefenstruktur sozialen Erlebens

Zentral für die weitere Argumentation ist die Tatsache, dass Topoi in welcher Form auch immer im Allgemeinsinn, bei Aristoteles über den Begriff *endoxa* definiert, bei Cicero *sensus communis*, verankert sind. Sie gehen somit dem Redner oder auch Autoren voraus: Er kann relativ frei über sie verfügen, sie also im Kontext eines gegebenen Anlasses verwenden. Er ist aber dabei an ein festgelegtes Arsenal an Topoi gebunden, er kann sie nicht frei erfinden und auch nur, darauf werde ich noch genauer zu sprechen kommen, in einem begrenzten Umfeld verwenden.

Topoi sind gleichsam unpersönlich (oder besser interspersönlich), sie entspringen einer Schicht historischen Lebens, die tiefer liegt als individuelles Erfinden (vgl. Curtius 1973: 14). Topoi existieren vor dem jeweiligen Text, der sie aktualisiert. Sie haben daher

keinen inhalts- oder dispositionellen Bezug, sondern sie sind problembezogen; solcherart lassen sich Topoi als ‚Denkform‘ oder als ‚gesellschaftlich allgemein bedeutsamer Argumentationsgesichtspunkt‘ definieren. Topik ist die Tiefenstruktur des sozialen Diskurses (Neuber 1991: 32).

Es wäre somit vereinfachend zu sagen, dass Topoi dem sozialen Diskurs entspringen. Ein solcher intrasubjektiver Diskurs mag zwar letzten Endes die Quelle einzelner Topoi darstellen, jedoch ist bereits dieser Diskurs topisch geformt.⁴ Wandlungen innerhalb der Topik geschehen nur langsam und „evolutionär, weil [...] die Problem- und Selbstreflexion zunächst immer von derjenigen Topik präformiert ist, deren Legitimität sie zur Diskussion stellen will“. Wahrnehmungen und Beurteilungen von sozialen und kommunikativen Prozessen sind durch die gesellschaftliche Topik strukturiert und reglementiert, jedoch kann eine Kritik und Änderung der Topik nur einem solchen Diskurs entspringen. Topoi entspringen zwar bestimmten sozialen Kommunikationsprozessen, sie sind aber immer bereits „ihrerseits rückwirkend steuernde Grundelemente der gesellschaftlich-ideologischen Selbstkonstitution“, oder, mit anderen Worten, sie sind Interpretament und Interpretandum zugleich (Bornscheuer 1976: 106-108).

Ich möchte versuchen, diese soziale Verankerung der Topoi noch konkreter zu fassen. Lothar Bornscheuer beschreibt vier zentrale Strukturmomente der Topik (vgl. Bornscheuer 1976: 96-104): Habitualität, die kollektiv-habituelle Vorprägung der Topoi,⁵ Potentialität, deren polyvalente Interpretierbarkeit im jeweiligen Kontext, Intentionalität als eine situativ wirksam werdende Argumentationskraft, und Symbolizität, die gruppenspezifisch konkretisierte Merkform der Topoi.

Während Habitualität, also die eben beschriebene Verankerung der Topoi im *sensus communis*, deren strukturellen Wesenskern eines Topos‘ darstellt (vgl. Bornscheuer 1976: 107), möchte ich den Moment der Symbolizität eingehender betrachten. Gemeint ist damit ein nicht weiter ableitbarer Elementarcharakter eines

⁴ Gerade die Literaturwissenschaft hat hier viele Beispiele zu bieten. Bekannte Beispiele sind z.B. Topoi wie die Kindsfrau, der Maschinenmensch oder in der Älteren Deutschen Literatur der Topos des wilden Mannes. Die Keimzelle eines Topos kann durchaus eine individuelle Leistung sein, jedoch nur seine Eingliederung in einen sozialen Diskurs (in den hier auch der literarische Diskurs eingebettet ist) macht ihn zum Topos, ansonsten verbleibt er als vielleicht reizvolles, aber letzten Endes wirkungsloses Motiv.

⁵ Bornscheuer benutzt den Begriff Habitualität bewusst in Anlehnung an die Forschungen von Erwin Panofsky und Pierre Bourdieu (vgl. Bornscheuer 1976: 96f.) und umfasst somit den ganzen Komplex von assimilierten Grundmustern, die in einer Gesellschaft oder in einer Gesellschaftsschicht zu einem bestimmten Zeitpunkt gegeben sind.

Topos, der eben durch diesen autonomen Selbstwert seine Wiedererkennung und damit seine Wirkung im Diskurs sichert. Unterstützt wird dies noch durch die Eignung der Topoi zu einer formelhaften Fixierung. Sie werden durch knappe und prägnante Formulierungen schnell abrufbar, und sie sind in dieser kurzen Form sehr einprägsam. Das heißt jedoch nicht, dass ihre Form beliebig gestaltet werden könnte, im Gegenteil: Topoi sind in dieser symbolischen Form überraschend hartnäckig und immun gegen Sinnprüfungen oder -korrekturen und können „eine ans Magische grenzende Faszinationskraft“ ausüben und sich zu „regelrechten Beschwörungsformeln eines bestimmten Selbstverständnisses verdinglichen“ (Bornscheuer 1976: 103).

Diese Beschreibung der Topoi als argumentative und kollektiv-habituelle Monaden führt zu einem grundlegenden Gesichtspunkt ihrer Funktion innerhalb einzelner Texte:

2 copia verborum

Was die Topik ursprünglich für die Rhetorik so interessant machte, ist ihre Vielseitigkeit. Cicero bezeichnete sie als die *copia rerum et verborum*, als die Fülle der Worte und Dinge (vgl. Bornscheuer 1976: 97f.). Und auch Aristoteles formuliert in diesem Sinne den Anfang seiner Abhandlung über die Topik programmatisch:

Die Abhandlung beabsichtigt, ein Verfahren zu finden, aufgrund dessen wir in der Lage sein werden, über jedes vorgelegte Problem aus anerkannten Meinungen zu deduzieren und, wenn wir selbst ein Argument vertreten, nichts Widersprüchliches zu sagen. (Aristoteles 2004: 45)

In der klassischen Rhetorik ist die Topik so aufgrund ihrer Vielseitigkeit (Bornscheuers Begriff hier wäre: Potenzialität) ein unersetzliches Hilfsmittel.

Topoi sind problemorientiert. Während logische Syllogismen lange kausal verknüpfte Ableitungsketten ermöglichen, ist ein Topos nur stationär einsetzbar, die Schlussfolgerungen und möglichen Ableitungen sind sehr viel stärker begrenzt (vgl. Viehweg 1974: 41). Dies ist jedoch kein Nachteil: Zum einen lässt sich eine Vielzahl an passenden Topoi finden, um deren kurze Reichweite zu kompensieren, zum anderen bezieht ein Topos eben aus dieser knappen, symbolisch fixierten

Form seine Überzeugungskraft. Innerhalb eines argumentativen Textes ist es eher von Vorteil, einzelne Aussagen stationär durch Topoi zu verankern, anstatt sie durch Syllogismen als logische Ableitung einer *prima causa* am Anfang des Textes zu schildern. Lange Kausalketten dieser Art stellen sehr hohe Anforderungen an das Publikum: Sie sind schwer nachzuvollziehen und ermüden die Rezipienten schnell. Eine Untermauerung durch Topoi ist besser zu verfolgen und unterhält das Publikum, auch wenn sie möglicherweise einer genauen logischen Analyse nicht standhalten kann.

Diese Überzeugungskraft der Topoi hat für die Aussage der jeweiligen Texte allerdings einen janusköpfigen Charakter. Zwar gestalten Topoi einen Text überzeugend und in der jeweiligen Kultur anschlussfähig für weitere Prozesse, aber sie entwickeln eben durch diese Anschlussfähigkeit eine gewisse Eigendynamik, die einen festen Textsinn zu sprengen vermag:

The resistance of alien fragments within a new formal context tends to disrupt the movement of the text toward a stable meaning [...]. [Texts] inevitably represent copia, or the cornucopia, as a centrifugal movement, a constantly renewed system of their origins. (Cave 1979: 182)

Der Begriff *cornucopia*, hier etwa „Überfülle“, ist eine sehr treffende Beschreibung der Wirkungsweisen von Topoi. Ihr jeweiliger Verweisungshorizont sowie die Fülle an Assoziationen, die hervorgerufen werden, sind kaum vorauszuplanen. Topoi können, wie bereits geschildert, für sehr verschiedene argumentative Schlüsse herangezogen werden. Ihr jeweiliger Sinn in einem bestimmten Text und Kontext ist temporär, es schwingen stets die für diesen Zeitpunkt marginalisierten Deutungsalternativen mit, die in einem anderen Zusammenhang aktualisiert werden können.

Für die Frühe Neuzeit bedeutet „Überfülle“ jedoch nicht, dass die Bedeutung eines Textes ins Bodenlose abgeleitet, wie man aus einer poststrukturalistischen oder dekonstruktivistischen Perspektive annehmen könnte: Texte der Frühen Neuzeit können als „intentionale Bündel bekannter Diskurse“ definiert werden, die Topik nimmt hierbei die Funktion einer „Nahtstelle für intertextuelle Prozesse [ein:] sie strukturiert die Vorgaben, steuert eine eventuelle Systemreferenz und organisiert die Aktualisierung der Prätexte“ (Neuber 1994: 254).

Auf den ersten Blick mag sich nun eine Untersuchung der Topikstrukturen nach intertextualitätstheoretischen Gesichtspunkten anbieten. Zum einen entfalteten Topoi

aufgrund ihrer strukturell bedingten flexiblen Einsetzbarkeit (ihrer Potentialität) einen breiten Verweisungsraum, zum anderen stellen Topoi Verknüpfungen zu Prätexten her und betten die Argumentation in einen zeit- und geistesgeschichtlichen Kontext ein.

Im Kontext der Frühen Neuzeit ist jedoch das Adjektiv „intentional“ aus dem Zitat von großer Bedeutung: Kühlmann warnt davor, die Intertextualität der Frühen Neuzeit wie bei modernen Texten subjektlos zu verstehen. Die Literatur der Frühen Neuzeit ist in einem viel stärkeren Maße intentional zu lesen. Zum Beispiel ist die Zitierfreudigkeit der Autoren im 16. Jahrhundert, die kombinatorische Struktur der Texte, Ausdruck des Individuellen im Spannungsfeld von „allseitiger sozialer, sprachlicher und formspezifischer Bedingtheit“ (Kühlmann 1994: 111f.), und eben nicht ein Symptom von sich komplett autark und selbständig organisierenden Topoi.

Im Kontext der Topikstrukturen in der Frühen Neuzeit treffen somit zwei Kräfte aufeinander: Zum einen die Eigendynamik der Topoi, zum anderen jedoch auch eine intentional agierende Organisationskraft (um den Begriff „Autor“ zu vermeiden), die die Topoi zielgerichtet einsetzt.

Dieses Mehr an Intentionalität stellt im Kontext, um den es hier geht, den zentralen Unterschied zwischen Texten der Frühen Neuzeit und Texten der Neuzeit dar. Grundlage hierfür ist eine andere Wirkungsweise der textuellen Kommunikation bzw. der literarischen Funktionen, die hier nur skizziert werden kann: Mittelalterliche Texte, und auch noch Texte bis weit in die Frühe Neuzeit hinein, sprechen „in eigener Sache zum Leser“, es wird von einer noch oral geprägten Kommunikationssituation ausgegangen. Modernere Texte gehen bereits von einem interpretierenden Publikum aus und agieren auf einer anderen kommunikativen Ebene, z. B. stellen sich bereits Texte des 18. Jhs. „patriotisch‘ dar, sie empfehlen den Patriotismus nicht nur“ (Luhmann 1994: 422). Es fehlt hier der Platz, um weiter auf diese Aspekte einzugehen. Der Übergang von oraler zu schriftlicher Kommunikation ist ein zentraler Aspekt der Literatur des Mittelalters und der Frühen Neuzeit. Grob vereinfachend kann gesagt werden, dass Texte der Frühen Neuzeit noch stark von einer *face-to-face*-Kommunikation geprägt sind, während sich Texte in späteren Epochen immer stärker ihrer artifiziellen Natur und der anonymen Kommunikation, die sie verkörpern, bewusst werden. Moderne Texte machen die Grenze zwischen Medium und Inhalt nicht mehr explizit, sie sind selbst Teil ihres interpretatorischen Gehalts. Sie wollen interpretiert werden.

Wie nun Topik in der umrissenen Doppelform als selbständiges und selbstorganisierendes System, aber auch als intentional eingesetzte Argumentationsstrategie, innerhalb der textuellen Kommunikation funktioniert, möchte ich im folgenden Abschnitt eingehender untersuchen.

3 Topik und textuelle Kommunikation

Die Funktion von Topoi innerhalb der textuellen Kommunikation zwischen Text und Rezipient hat einen dynamischen Charakter. Aufgrund ihrer Habitualität können Topoi in jeglicher Form bei einem geeigneten Rezipienten ein narratives oder argumentatives Potential wecken. Dies geschieht jedoch nicht als ein Automatismus, sondern basiert auf der Eigeninitiative des Lesers: „Lesen ist [...] keine parasitäre Geste, keine reaktive Ergänzung einer Schrift, die wir mit dem Prestige der Schöpfung und des Vorhergegangenen schmücken. Es ist eine Arbeit [...]“ (Barthes 1987: 15).

Aus diesem Grund kann auch die Reaktion des Rezipienten vom Text her zwar innerhalb gewisser Grenzen gesteuert, aber nicht vollständig festgelegt werden: Topikstrukturen entfalten eine Fülle von möglichen Querverweisen und Assoziationen. Zusätzlich dazu treffen sie stets auf ein bereits topisch vorgeprägtes Bewusstsein. Der unvoreingenommene Rezipient ist eine Chimäre, „[k]ein Leser ist ohne Information. Der fiktive Nullpunkt der Uninformiertheit [...] ist kein sinnvoller Maßstab“ (Gadamer 1990: 115). Noch einen Schritt weiter geht Barthes, der das Subjekt „Leser“, das für eine subjektive Lektüre notwendig scheint, in die Diskurse zerlegt, die es konstituieren: „Subjektivität ist ein Bild der Fülle [...]. Die Fülle aber ist verlogen, ist nur die hinterlassene Spur aller Codes, die mich zusammensetzen“. Die Subjektivität hat somit „letztlich etwas von der Allgemeinheit von Stereotypen [...]“ (Barthes 1987: 14).

Die Rezeption von Texten funktioniert letzten Endes also als eine Interaktion von zwei Topikstrukturen: Einmal die Struktur, die der Text entwirft, und einmal die Struktur, die dem Rezipienten inhärent ist, bzw. die Struktur, die den Rezipienten konstituiert. Der Akt der Sinnkonstruktion entfaltet sich also in den Wechselwirkungen dieser zwei Systeme. Aus der Sicht der Topik ist die von Barthes erwähnte Allgemeinheit von Vorurteilen nichts Negatives, sondern eine inhärente Eigenschaft von verinnerlichten, habitualisierten Topikstrukturen. Topik

existiert auf beiden Seiten, einmal als konstitutives Merkmal von Texten, und dann vor allem beim Rezipienten, dessen Weltwissen und Ethikvorstellungen (oder *Informationen*, um die Formulierung Gadamers aufzugreifen), wo nicht logisch, so eben topisch strukturiert sind:

Ein Buch muß mit etwas anderem ‚Maschine machen‘, es muß ein kleines Werkzeug für ein Außen sein. Keine Repräsentation der Welt, auch keine Welt als Bedeutungsstruktur. Das Buch ist kein Wurzelbaum, sondern Teil eines Rhizoms, Plateau eines Rhizoms für den Leser, zu dem es passt. Die Kombinationen, Permutationen und Gebrauchsanweisungen sind dem Buch nie inhärent, sondern hängen von seinen Verbindungen mit diesem oder jenem Außen ab. (Deleuze/Guattari 1977: 40)

Es muss also Anknüpfungspunkte, funktionale Koppelungen zwischen dem Text⁶ und einem Rezipienten geben, ansonsten findet die Verbindung oder Kommunikation nicht statt, es wird keine „Maschine“ gemacht. Erst in Kombination mit den topischen Strukturen des Lesers ergeben sich die erwähnten „Permutationen“ und „Gebrauchsanweisungen“. Nur durch topische Strukturen ergeben sich diese Kopplungen (oder sie ergeben sich nicht), wenn sich Anknüpfungspunkte zwischen dem topischen System des Textes und dem des Rezipienten ergeben. Nur dann kann ein Text rezipiert und in irgendeiner Form interpretiert und verstanden werden, nur dann kann eine Horizontverschmelzung eintreten.

Zentral ist hierbei auch der Begriff „Rhizom“, den Deleuze/Guattari prägten. Er ist aus der Botanik entnommen, wo er die Wurzelgeflechte verschiedener Pflanzen beschreibt. Gemeint ist in unserem Kontext der plurale, kontingente Sinn eines Textes, der sich analog zu den Wurzelgeflechten verzweigt, Schlaufen und Sackgassen bildet und vor allem keine privilegierte Deutung zulässt, sondern ein Netz von parallel laufenden Deutungsmustern gleicher Autorität und Relevanz entwirft.

Topoi lassen in ihrer Wirkung genug Spielraum, um in einer solchen egalitär angelegten Sinnstruktur zu funktionieren. Topoi haben, wie bereits erwähnt, keinen dispositionellen oder inhaltlichen Wert, sondern dienen als Form und als Unterstützung für Argumente und Textinhalte. Sie sind vielseitig einsetzbar, bis

⁶ Deleuze/Guattari verwenden hier den Terminus *Buch*, ich gehe von einem weiter gefassten Textbegriff aus.

hin zur Verwendung desselben Topos für zwei sich widersprechende Argumente. Sie eröffnen im jeweiligen Gebrauch ein Verweisungsfeld, dabei werden andere Deutungsformen jedoch nicht unmöglich gemacht, sondern nur zu diesem konkreten Zeitpunkt marginalisiert, sie bleiben jedoch als Potenzial gleichberechtigt verfügbar.

Dabei bleibt jedoch, und das ist die Stärke der Topik, ein intentionaler Rest, der vom Rezipienten aufgegriffen werden kann, aber nicht muss. Die große Bandbreite an Deutungs- und Aktualisierungsmöglichkeiten bedeutet nicht, dass die Rezeption von Topikstrukturen komplett willkürlich ist. Zwar ist das Verweisungsspektrum der einzelnen Topoi sehr groß, in ihrer jeweiligen textuellen Aktualisierung sind sie jedoch auf einen gewissen Radius festgelegt, sie lassen innerhalb eines Textes durchaus intentionale Strategien zu.

Topoi sind, wie bereits ausgeführt, in einer Symbolform im sozialen Diskurs fossilisiert, sie können nicht beliebig umgeformt und uminterpretiert werden. Da sich mittels Topik die literarische Kommunikation entfaltet, kann sie auch zumindest ein Stück weit über Topik gesteuert werden. Das „Rhizom“ eines Textes, um die Terminologie von Deleuze und Guattari aufzugreifen, ist letztlich begrenzt. Es mag zwar eine unüberschaubare Anzahl von möglichen Wegen und Irrwegen innerhalb eines gewissen Radius' geben, es ist hier jedoch nicht eine unbegrenzte Beliebigkeit des Textsinnes gemeint.

Die Intentionalität innerhalb der Texte ist seit der Frühen Neuzeit kontinuierlich schwächer geworden. Vor allem in der Literatur der Moderne und der Postmoderne lassen sich die einzelnen Prozesse der literarischen Sinnkonstitution kaum mehr auf eine planende Autorenperson im Hintergrund der textuellen Polyphonie zurückführen. Es lässt sich jedoch fragen, welche topischen Strukturen im Text agieren, und in welche Richtung sie argumentieren. Denn dies ist das Erbe, das die Topik der Antike in sich trägt: Egal, wie beliebig und kontingent die verschiedenen Aktualisierungen und Auslegungen der Topoi scheinen mögen, die Natur der Topoi hat sich nicht geändert, letzten Endes dienen sie als Grundlage für Argumente, somit auch (aber nicht nur) für intentionale Kommunikation, für die Konstruktion von Sinn.

Literaturverzeichnis:

- ARISTOTELES (2004): *Topik*. Übersetzt und kommentiert von Tim Wagner und Christof Rapp. Stuttgart: Reclam.
- BARTHES, Roland (1987): *S/Z*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- BERNDT, Frauke (2005): *Topik-Forschung*. In: *Gedächtniskonzepte der Literaturwissenschaft. Theoretische Grundlegung und Anwendungsperspektiven*. Hrsg. v. Astrid Erll u. Ansgar Nünning. Berlin/New York: de Gruyter, S. 31-52.
- BORNSCHEUER, Lothar (1976): *Topik. Zur Struktur gesellschaftlicher Einbildungskraft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- CAVE, Terence (1979): *The cornucopian text. Problems of writing in the French Renaissance*. Oxford: Clarendon Press.
- CURTIUS, Ernst Robert (1973): *Begriff einer historischen Topik*. In: *Toposforschung*. Hrsg. v. Max Baeumer. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, S. 1-18 [Erstdruck: 1938].
- DELEUZE, Gilles/GUATTARI, Félix (1977): *Rhizom*. Berlin: Merve Verlag.
- GADAMER, Hans-Georg (1990): *Was muss der Leser wissen?* In: *Gedicht und Gespräch*. Hrsg. von Hans-Georg Gadamer. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 115-122.
- KOPPERSCHMIDT, Josef (1991): *Formale Topik. Anmerkungen zu ihrer heuristischen Funktionalisierung innerhalb einer Argumentationsanalytik*. In: *Rhetorik zwischen den Wissenschaften. Geschichte, System, Praxis als Probleme des „Historischen Wörterbuchs der Rhetorik“*. Hrsg. v. Gert Ueding. Tübingen: Niemeyer, S. 53-62.
- KÜHLMANN, Wilhelm (1994): *Kombinatorisches Schreiben – „Intertextualität“ als Konzept frühneuzeitlicher Erfolgsautoren (Rollenhagen, Moscherosch)*. In: *Intertextualität in der Frühen Neuzeit. Studien zu ihren theoretischen und praktischen Perspektiven*. Frankfurt am Main: Peter Lang, S. 111-139.
- LUHMANN, Niklas (1994): *Die Form der Schrift*. In: *Germanistik in der Mediengesellschaft*. Hrsg. v. Ludwig Jäger u. Bernd Switalla. München: Fink, S. 405-425.
- NEUBER, Wolfgang (1991): *Fremde Welten im europäischen Horizont. Zur Topik der deutschen Amerika-Reiseberichte in der Frühen Neuzeit*. Berlin: Erich Schmidt.
- NEUBER, Wolfgang (1994): *Topik und Intertextualität. Begriffshierarchie und raministische Wissenschaft in Theodor Zwingers METHODUS APODEMICA*. In: *Intertextualität in der Frühen Neuzeit. Studien zu ihren theoretischen und praktischen Perspektiven*. Hrsg. v. Wilhelm Kühlmann u. Wolfgang Neuber. Frankfurt am Main: Peter Lang.
- UEDING, Gert/STEINBRINK, Bernd (⁴2005): *Grundriß der Rhetorik. Geschichte, Technik, Methode*. Stuttgart/Weimar: Metzler.

- VIEHWEG, Theodor (1974): *Topik und Jurisprudenz. Ein Beitrag zur rechtswissenschaftlichen Grundlagenforschung.* München: Beck.
- WIEDEMANN, Conrad (1981): *Topik als Vorschule der Interpretation. Überlegungen zur Funktion von Topos-Katalogen.* In: *Topik. Beiträge zu einem interdisziplinären Symposium.* Hrsg. v. Dieter Breuer u. Helmut Schanze. München: Wilhelm Fink, S. 233-255.